

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 238.

Mittwoch, 11. Oktober.

1916.

Die Lierbachs-Mädelsn.

(15. Fortsetzung.)

Münchener Roman von Emma Haushofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

Sie schlug die Hände vor das Gesicht in Beschämung und Empörung. Es war ihr so elend zumute, als wenn sie verraten worden wäre von der ganzen Welt; als hätte man ihr allen Glauben an die Menschen zertritten. Mit schmerzenden Schläfen suchte sie zu überlegen, sich klar zu werden, daß sie ja kein Recht habe, ihm so bitterlich zu grollen. War er nicht ein freier Mann? Warum sollte er nicht mit einem leichtsinnigen kleinen Ding an die Bergstraße fahren? Warum nicht nehmen, was sich ihm bot?

Aber nein, nein! Es war heimtückisch, daß er dem armen Mädchen seinen Namen verschwiegen hatte; es war grausam, daß er sie beiseite schob ohne Abschied, sie einfach wegdrückte wie ein herzloser, kalter Verführer! Wahrhaftig, wenn er so handeln konnte, dann war sein Wesen, wie es sich ihr bis jetzt gezeigt, auch nur Maske; dann durfte er sich nicht als vornehmer Charakter aufspielen; dann hatte er gar keine Veranlassung, auf ihren Mann stolz herabzuschauen, wie er es tat!

In all ihrer Enttäuschung schien es ihr förmlich wie eine Befreiung, daß sie ihm zürnen konnte, daß sie sich zum ersten Male sagen durfte: er ist auch nicht besser; es ist einer wie der andere! Lörin, die glaubt, vertraut, die sich das Herz zerquält für einen Mann.

Es verging geraume Zeit, bis sich wieder eine Gelegenheit fand, den Architekten allein zu sprechen. Vor ihrem Gatten wollte sie ihn, nicht mit diesem Brief beschämen. Ihre kühle Miene, ihr veränderter Ton konnten ihm wohl zeigen, daß sie ihn nun durchschaue und jede warme Regung bereue, die sie ihm verraten hatte. Auch er hielt sich ihr fern; ihr letztes Wort war ja eine strenge Zurückweisung gewesen.

Einmal aber hatte er ihr die Mitteilung zu machen, ihr Gatte werde erst in der Nacht ankommen; sie sollte ihn nicht zum Abendessen erwarten; er habe an das Bureau telegraphiert.

In sehr gemessener Haltung stand er vor ihr, gekränkt von ihrem frostigen Empfang und wollte sich sofort nach der kurzen Meldung wieder entfernen.

„Haben Sie einen Moment Zeit?“ fragte sie, sich mühsam zur Ruhe zwingend.

„Wenn Sie befehlen, gnädige Frau, gewiß!“

Sie trat an ihren Schreibtisch, holte den Brief und gab ihn ihm.

„Ich habe ja gar keine Befugnis, mich in Ihre persönlichen Angelegenheiten zu mischen, Herr Schmidt“, sagte sie. „Aber Sie werden begreifen, daß ich doch diesem armen Geschöpf, das sich an mich gewandt hat, eine Antwort geben möchte.“

Sie sah, daß er verlegen wurde, daß die Sache ihm sehr peinlich war.

„Ich würde Ihnen raten, diesen Brief ins Feuer zu werfen und sich nicht weiter um die Angelegenheit zu kümmern“, sagte er nach kurzem Zögern. Seine sichtliche Befangenheit, die Hast, mit der er sprach, raubten ihr die letzten Zweifel, die vielleicht doch noch

in ihr geschlummert hatten, als könnte es sich um irgend eine schwindelhafte Verleumdung handeln.

„Sie scheinen allerdings für ein abgekürztes Verfahren zu sein“, bemerkte sie scharf. „Man schiebt einfach fort, was unbequem ist, nicht wahr? Aber mir hat der Brief Eindruck gemacht. Ich halte für wahr, was das arme Mädchen schrieb und sehe nicht ein, warum ich das arme Ding beleidigen sollte durch vollständige Nichtbeachtung. Oder können Sie mir einen Grund sagen? Hat sie etwas getan, wodurch sie die schlechte Behandlung verdiente?“

Mar sah zu Boden, kante an der Lippe, gab erst keine Antwort. Dann sagte er wie mit einem plötzlichen Entschluß: „Ich weiß es nicht!“

„Sie wissen es nicht?“

„Aber nein! Ich habe doch keine Ahnung, wer dieses Fräulein ist!“

Es klang so treuherzig, so überzeugend wahr, daß ihr im ersten Moment das Herz schlug wie in einer übermütigen Freude.

Dann wurden ihre Augen finster; mit einer drohenden Falte auf der Stirn stieß sie hervor:

„Sie kennen sie nicht? Aber dann — — —“

„Gnädige Frau! Ich bin in einer sehr peinlichen Lage, Ihrem Verhör gegenüber. Sie haben mich schon seit geraumer Zeit kaum mehr eines Blickes gewürdigt; Sie hatten eben wieder einen so eiskalten Ton gegen mich. Ich kann, ich will das nicht ertragen! Ich fühle ja nun wohl, daß dieser Brief die Ursache ist. Und es hieße übermenschliches von mir verlangen, wenn ich die Schuld eines anderen auf mich laden, wenn ich Ihre Verachtung geduldig hinnehmen sollte, ohne mich zu verteidigen. Ich muß bekennen, daß ich von der Sache nichts weiß. Aber ich beschwöre Sie: Forschen Sie nicht weiter nach! Verbrennen Sie den Brief. Es ist vielleicht nur eine neue Form, Almosen von Ihnen herauszulocken.“

Sie stand vor ihm mit stolz zurückgeworfenem Kopf, hochaufgerichtet; in ihrer Haltung wieder ganz die Waise mit dem trostigen, kampflustigen Ausdruck.

„Ich frage Sie nun auf Ihr Gewissen und ich appelliere an die Freundschaft, die Sie für mich haben, an die ich glaube: Halten Sie es für möglich, für denkbar, daß dieser Brief meinem Mann gilt? Bitte, jetzt keine Lüge! Ich werde nie über diesen Moment sprechen. Ich fordere Ihr Vertrauen unter der strengsten Verschwiegenheit. Sie sollen auch keine Indiskretion begehen. Ich will nur klar sehen. Also nur die eine offene Antwort: Halten Sie es für möglich, daß Ihr Kompagnon dieses Liebesabenteuer hatte?“

Flehend, mit dringender heiserer Bitte lagen ihre Augen auf seinem Gesicht. Er hätte nicht zu lügen vermocht, auch wenn es sich um seinen besten Freund gehandelt haben würde.

„Ja, gnädige Frau!“ sagte er nur.

Aber dann erschraf er über das Entsetzen, das ihm

Bilge ausdrückten, über die leidenschaftliche Entrüstung, mit der sie rief:

„Er, er!“ Es war halb ein Schrei, halb ein bitteres, zorniges Lachen.

„Gnädige Frau, wenn ich geahnt hätte, daß Sie Ihren Mann so zärtlich lieben, daß diese Erfahrung Sie so heftig erschüttert, dann würde ich dennoch die Schuld auf mich genommen haben, so schwer es mir auch geworden wäre“, sagte er traurig.

„Sie täuschen sich. Es ist nicht Eifersucht!“ stieß sie immer noch mit demselben wilden, bebenden Ton hervor. „Ich glaube, daß ich sogar eine Treulosigkeit verzeihen könnte! Aber was ich vom Grund der Seele aus hasse, das ist Heuchelei! Diesen Schein von Tugend. Diese Maske der Wohlanschaulichkeit, hinter der sich so dunkle Dinge verbergen. O, ich danke Ihnen, daß Sie wahr gewesen sind! Daß Sie nicht gelogen haben.“

Sie reichte ihm ihre Hand und er zog sie an die Lippen und sagte leise:

„Grete, glauben Sie immer noch, daß es kein Zurück gibt? Daß wir den unglückseligen Weg weiter gehen müssen, Sie zur Rechten, ich zur Linken, an derselben Kette?“

Einen Moment lächelten sie sich an und sahen, wie in einem herabsetzenden Zauber, den Glanz der Freiheit, den Schimmer eines fernen Glücks. Dann lösten sich ihre Hände; Grete schaute wie erwachend zur Wirklichkeit auf den Brief, der vor ihr lag, und ihr Gesicht wurde wieder düster. Die Kampfstimmung verdrängte die weichere Regung. Eschhofen kam nachts zurück. Er war den ganzen nächsten Tag beschäftigt. Am Abend spielte er Schach mit Bückers. Gretes Freund bemerkte wohl, wie nachdenklich sie über ihr Buch wegschaute, wie einsilbig sie mit ihrem Mann war.

„Meine Frau ist wieder mal in ungnädiger Laune“, sagte Eschhofen. „Bei den Damen wechseln die Stimmungen noch unberechenbarer als unser heuriges Sommerwetter.“

Grete sagte kein Wort. Als der Maler fort war, legte sie stumm den Brief vor ihrem Mann auf den Tisch.

Er war zu verblüfft, um seine Mienen beherrschen zu können.

„Was geht das mich an?“ sagte er wohl, aber es stieg ihm das Blut doch recht verräterisch in die Stirne.

„Das ist also deine Moral!“ sagte sie hart. „Wo nimmst du die Stirne her zu deinem strengen Urteil über andere? Mich ekelt vor dieser Scheintugend, vor dieser verlogenen Brüderliebe, von deiner Falschheit!“

Sie wartete seine Antwort nicht ab. Während er den Brief des kleinen Mädels zornig in Fetzen zerriß, ging sie aus dem Zimmer und schloß sich ein in die Schlafstube, die sie für sich allein hatte herrichten lassen.

Am nächsten Tage suchte sie das hübsche Mädchen auf, ließ sich eine Stunde lang von ihr vorweinen und konnte ihr doch keinen Trost geben; aber sie versprach ihr wenigstens, ihr behilflich zu sein, in München eine Stellung zu bekommen.

Mit Beschämung und heißer Empörung hatte sie die Weichte des armen, kleinen Dings angehört und nun brachte ihr der Zufall eine kränkende Enthüllung nach der anderen.

Es kamen ihr Rechnungen in die Hände für Stoffe, Schmuck, die nicht für sie gekauft worden waren, und eines Tages sagte eine Bekannte, ahnungslos, welch bedenkliche Mitteilung sie ausplauderte:

„Sie müssen kurz vor uns in Baden-Baden gewesen sein? Ich las im Fremdenbuch: Eschhofen und Frau. Schade, daß wir uns nicht getroffen haben.“

„Sehr schade!“ sagte Grete mechanisch. Sie hatte die Geistesgegenwart, die Wahrheit, die sie nach ihren jüngsten Erfahrungen sofort erriet, nicht zu verraten. Es war persönlich eine große Ruhe über sie gekommen nach schwerem Grübeln und Erwägen und Hin- und Herschwanke; die Ruhe eines festen Entschlusses.

Nun erklärte sich, warum ihr Mann in der letzten Zeit so häufig verreisen mußte. Er nahm sich eine Gefährtin mit, die er im Hotel als seine Frau ausgab.

Grete fühlte, nach dieser Entdeckung gab es nur eines für sie: Scheidung! Ihr Stolz zwang sie ja, zu gehen. Eschhofen selbst gab ihr den Weg frei. In der ersten heftigen Aufwallung wollte sie sofort heimgehen, packen und zu den Eltern reisen. Aber dann besann sie sich. Warum sollte sie in der Abwesenheit ihres Vaters heimlich, wie auf der Flucht, wie eine Schuldige sein Haus verlassen? Nein! Sie war allezeit für klares, offenes Handeln gewesen. In einer letzten Aussprache mußte sie ihm sagen, daß sie von ihm gehen werde, daß ihre Wege sich trennten. Ach, nun schien es ihr wie eine Gnade des Schicksals, daß sie keine Kinder hatte. Freilich ihre Ehe wäre vielleicht besser geraten; aber hätte ihr Mann sie nicht immer betrogen? Was konnte sie denn noch glauben von ihm, der eine so falsche Tugendmaske trug? Und sie müßte am Ende verzeihen, wie so viele andere Frauen, lernen, die Augen zudrücken, wenn sie durch ein Kind unzertrennbar an ihn gebunden wäre?

Sie dachte es mit innerlichem Erschauern, während sie sich nun vollständig von ihm losgelöst fühlte und mit der traurigen Erkenntnis ihre Koffer packte, daß sie eigentlich nie heimisch in diesem Hause geworden sei, das das ihre gewesen war.

O, wie sie sich fortsetzte aus dieser weichen Luft der Maingegend nach dem herberen Rauch in den geliebten Bergen! Wie sie sich freute, wieder neben dem Vater auf einem stillen Studienplatz zu sitzen und die Jahre, die sie fern von ihm verlebte, zu vergessen wie einen schweren Traum.

Von ihrem Freund Bückers, der eine Studie zu einem Rheinbild malen mußte und deshalb nach Döppard fort war, hatte sie schon Abschied genommen. An Max Schmidt wollte sie schreiben, ehe sie wegriefte. Er war eine Weile bei einem Bau in Wiesbaden beschäftigt gewesen und wenn ihr Herz auch danach verlangte, ihm Lebewohl zu sagen, so hoffte doch ihre Vernunft, daß sie sich jetzt nicht mehr begegnen würden. Sie erblaßte bis in die Lippen, als er denn doch in diesen Tagen der Spannung, des bangen Harrens plötzlich vor ihr stand. Er hatte im Flur die Koffer gesehen.

„Sie reisen fort, gnädige Frau?“ fragte er mit forschendem Blick.

Sie nickte. „Auf immer fort aus diesem Hause“, sagte sie ernst.

Ein Ausleuchten ging über sein Gesicht.

„Gott sei Dank!“ rief er jubelnd.

Er war wie verwandelt. Als wäre ein jahrelanger Druck von ihm genommen, als könnte er freier atmen, als würde er eine Last von sich, an der er schwer getragen! Mit heißem, junaem Ungestüm riß er sie an sich und küßte ihr das Gesicht mit einer leidenschaftlichen tollen Zärtlichkeit.

„Endlich, endlich, Grete. Nun wird alles gut. Nun ist auch für mich die Kette zerrissen. Und wenn ich Eschhofen alles vor die Füße werfen muß, was ich seit Jahren hier verdient habe, er soll mich nicht mehr halten. Ich fürchte mich nicht vor der Zukunft. Ich bin jetzt ein Beamter, den man kennt, und ich finde überall zu tun. Wenn du an meiner Seite bist, dann liegt mir nichts daran, wo ich lebe, meinetwegen auch drüben über dem Ozean. Wenn ich nur los bin von ihm. Wenn ich dich nur nicht mehr in seiner Gewalt weiß!“

Wie ein Sturm war dieses glühende berauschte Glück über sie gekommen. Ihr ward bange. Angstvoll legte sie ihm die Hand auf die Lippen.

(Fortsetzung folgt.)



Nur Weisheit führt zum Ziele,
Doch ihrer Sprüche gibt es viele.

Fr. Bodensiedl.

Aus der Kriegszeit.

Die Vorteile des Riesenmagneten zur Extraktion von Geschosspaltern. Die im Kriege gemachten Erfahrungen haben ergeben, daß ein zweckentsprechend konstruierter und genügend starker Elektromagnet als bestes Hilfsmittel zur Entfernung eisenhaltiger Fremdkörper aus Muskeln, Körperhöhlen und dem Gehirn dient. Wie die „Umschau“ berichtet, wurde nunmehr die beste Form eines solchen Magneten gefunden, mit dem Professor G. Sultan zuerst an Leichen und dann bei Verletzten außerordentlich gutgelungene Extraktionen von Eisensplintern durchführte. Der Magnet ist hierfür besonders geeignet, da die ihm anhaftende Zugkraft gegenüber eisernen Gegenständen dazu führt, daß der betreffende Splitter sich unter der Wirkung des Magneten sofort von selbst in Längsrichtung einstellt, wodurch die bei der Extraktion nicht zu vermeidende Verletzung des betreffenden Körperteiles auf das möglichst geringste Maß zurückgeführt wird. Dies ist vor allem bei Extraktionen von Geschosspaltern aus dem Gehirn von ganz außerordentlicher Bedeutung, da hierdurch bedeutend weniger Gewebe zerstört werden, als wenn der Eingriff mit einer Pinzette oder gar mit dem Finger vorgenommen wird. Vor der Extraktion wird die genaue Lage des Splitters durch Röntgenaufnahmen erforscht und durch Verwendung eines sog. Sideroskops festgestellt, ob es sich in dem vorliegenden Einzelfalle um einen Eisensplitter handelt.

Das Geheimnis des Flugplatzes von Etampes. So krankhaft die fieberhafte Spionensucht der Franzosen auch heute ist, so mangelhaft scheinen die Sicherheits- und Überwachungsmaßnahmen von Seiten der Regierung gehandhabt zu werden. Ein ergötzliches, für die französischen Zustände aber nicht gerade schmeichelhaftes, Geschichtchen, das diesen merkwürdigen Gegensatz drastisch beleuchtet, wird im „L'Oeuvre“ erzählt: „Die Bewohner von Etampes wurden durch einen Zwischenfall, der sich in der vergangenen Woche auf dem Flugplatz ereignete, in große Verärgerung versetzt. Ungefähr um 8 Uhr morgens hielt ein fremdes Automobil vor dem Eingang eines der Gangars. Ein Herr stieg aus, in Begleitung einer Dame, und rief von oben herab dem Posten befehlshaberisch zu: „Die Dame gehört zu mir.“ Das Paar wurde anstandslos eingelassen, und der Herr untersuchte genau die Flugzeuge und Maschinenwerkstätten, wobei er der Dame in langen Auseinandersetzungen verschiedene technische Erklärungen gab. Dann stiegen die beiden Fremden wieder in ihr Auto und fuhren mit größter Geschwindigkeit davon. Der Vorfall hatte aber die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf sich gelenkt, bald sammelte sich eine größere Schar von Leuten vor dem Flugplatz, und man bestürmte den Posten mit Fragen, wer der Herr gewesen sei. Vielleicht ein Senator? Oder der Untersekretär eines Ministeriums? Der Soldat aber wußte keine Antwort, denn er hatte die beiden geheimnisvollen Fremden noch nie vorher gesehen. Man leitete eine Untersuchung ein, der Posten wurde bestraft, und die wildesten Gerüchte kamen in der ganzen Gegend in Umlauf. Endlich“, so schließt „L'Oeuvre“ seinen Bericht, „sind wir in der glücklichen Lage, die entsetzten braven Bürger von Etampes zu beruhigen. Der in Frage stehende Herr hat nämlich heute unsere Redaktion besucht und uns erklärt, daß er ein Exempel statuieren wollte und darum auf einfachste Weise den Beweis erbrachte, daß unsere Militärverwaltung anscheinend nicht die Pflicht zu haben glaubt, unsere wichtigen militärischen Anlagen vor der Gefahr des Verrates zu beschützen.“

Künstliche Gliedmaßen aus Pappe. Die außerordentlichen Fortschritte, die bei allen Kriegsführenden in der Herstellung künstlicher Gliedmaßen gemacht wurden, befähigen die Amputierten, sich mehrere Monate nach überstandener Operation mit Hilfe dieser Kunstglieder ziemlich frei zu bewegen; doch bis zur völligen Ausheilung des Amputationsstumpfes ist der Gebrauch der endgültigen Prothese nicht möglich, da die Wundstellen durch das Gewicht der aus Holz oder Stahl verfertigten Kunstglieder noch zu sehr angegriffen würden. Um den Verwundeten aber auch schon in dieser Wartegzeit eine Bewegungsmöglichkeit zu bieten, erhalten sie leichte provisorische Kunstglieder, die bereits nach mehreren Wochen benutzt werden können. Eine neue Verbesserung auf

diesem Gebiete wurde nunmehr durch die Erfindung eines dänischen Arztes, des Dr. Hugo Svindt, geschaffen, der solche provisorischen Prothesen aus dem billigsten und leichtesten Material, nämlich aus Pappe, herstellt. Diese künstlichen Beine aus Pappe können schon zwei bis drei Wochen nach der Amputation, also noch vor endgültiger Verheilung der Wunde, gebraucht werden und machen so die Krücken überflüssig. Das Verfahren ist äußerst einfach. Zur Herstellung eines solchen Kunstbeines werden zwei Pappstücke in der gewünschten Länge ausgeschnitten, oben breiter als unten. Diese Pappstücke werden in Wasser aufgeweicht und dann mit der Hand gebogen. Wenn sie getrocknet sind und ihre frühere Härte wieder erhalten haben, werden sie durch Leinwandstreifen, die in Fischleim und Leinöl getränkt wurden, aneinander geheftet und erreichen so eine außerordentliche Widerstandsfähigkeit. An dem untern Ende wird ein rundes Holzstück mit einem Gummiüberzug angebracht, um den Stoß beim Gehen abzuschwächen. Einfache Hosenträger aus Leinwandstreifen, kreuzweise über die Schulter gelegt, dienen zur Befestigung. Da diese Pappbeine außerordentlich leicht und innen hohl sind, wird die Wunde genügend geschont, so daß selbst in schweren Fällen diese Konstruktion sich als äußerst verwendbar erweist. Die Herstellung solcher Kunstbeine aus Pappe nach Maß ist in aller kürzester Zeit möglich, und „Gaulois“ weiß aus der dänischen Versuchsanstalt in Paris zu berichten, daß ein amputierter Oberst, der dort auf Krücken ankam, bereits nach einer Viertelstunde mit einem solchen Pappbein, nur auf einen Stod gestützt, das Lazarett wieder habe verlassen können. Der Preis eines solchen Kunstbeines, das übrigens die Verwundeten auch selbst herstellen können, soll im Durchschnitt nur 2 Franken betragen.

Fettgewinnung aus Fliegen. Der Mangel an Fett für technische und pharmakologische Zwecke ist in der Hauptsache auf den Verbrauch des Fettes zur menschlichen Ernährung zurückzuführen. Darum müssen die Bestrebungen zur Abschaffung dieses Mangels im Prinzip darauf gerichtet sein, ein Fett zu erzeugen, das nicht von Menschen genossen wird und darum, ohne mit der Ernährungsfrage in Wettbewerb zu treten, technische Verwendung finden kann. Eine neue Möglichkeit zur Gewinnung deartiger Fettstoffe ergibt sich, wie der Vorsteher der Berliner Bakteriologischen Station, Sanitätsrat Dr. C. S. Engel in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ ausführt, durch die bisher wohl kaum beobachtete Tatsache, daß aus den Larven der Schmeißfliege Fettstoff gewonnen werden kann, da die von ihnen aufgenommenen wertlos erscheinenden Eiweißreste sich in fast beliebiger Menge in Fett umwandeln lassen. Der Fettreichtum dieser Fliegenlarven ist den Fischern wohl bekannt, weshalb in vielen Gegenden Deutschlands diese Larven mit Vorliebe beim Angeln als Fischköder benutzt werden. Die Schmeißfliege legt ihre Eier besonders gern an faulendes Fleisch, vor allem an Fischfleisch, ab, weshalb eine sehr leichte Art der Sammlung dieses Rohmaterials zum Zweck der technischen Fettgewinnung möglich ist. Wenn man in einen mit einem Drahtkorb versehenen Eimer die leicht in Zersetzung übergehenden Eingeweide und sonstigen Fischabfälle legt und den Eimer in die Sonne stellt, werden die Fischreste in kurzer Zeit mit einer Anzahl von Eiern der Schmeißfliege bedeckt sein, die bereits in wenigen Tagen zu grauroten, durchschnittlich 1 bis 1½ Zentimeter langen Larven auswachsen. Die Larven verlassen den Drahtkorb durch die Räden und sammeln sich so am Boden des Eimers. Hier werden sie nach Entfernung des Drahtkorbes durch Aufgießen von heißem Wasser abgetötet, um dann von der Oberfläche des Wassers, an der sie wegen ihres Fettreichtums schwimmen, mit Leichtigkeit abgeschöpft zu werden, worauf sie zur Herstellung von Salben, Seifen und anderen technischen Fettprodukten abgeliefert werden können. Da die als Nahrung dienenden Substanzen im Tierkörper nicht als solche erhalten bleiben, sondern sich in ihre Bestandteile zerlegen, um zum Aufbau des Körpers verbraucht zu werden, bestehen auch gegen die Verfütterung dieses Larvenmaterials an Haustiere — Schweine, Enten, Gänse, Hühner — die ja auch sonst lebendes Futter und zum Teil Würmer genießen, keine Bedenken. So vermag die Züchtung der Schmeißfliegenlarven indirekt selbst der Vermehrung von Nahrungsmitteln dienlich gemacht zu werden, die der menschlichen Ernährung dienen. In der Hauptsache aber empfiehlt sich das Verfahren zur Gewinnung von Fetten für technische Zwecke, da es ebenso billig wie unerschöpflich erscheint.



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsgebichte, Novellen usw.

* „Am Weichselstrand im Polenland.“ Kriegsbriefe aus der Stappe von Unteroffizier Fr. Wilhelm. 1. Teil. (Druck und Verlag von Kumpf u. Reiss, Frankfurt a. M.) Wilhelm bietet in seinem Bändchen eine Sammlung von Briefen, die er aus der polnischen Stappe an seine Familie gerichtet hat. Aber auch für den ihm Fernstehenden haben diese Schilderungen, besonders da sie die erste Veröffentlichung vom Stappenleben bilden, Interesse; zumal an die reifere Jugend hat der Verfasser gedacht. Prosa und Gedichte, Scherz und Ernst wechseln in bunter Reihe ab; die Verse „Landsturmann auf Weichselwacht“ sind gut in Stimmung und Form. Die mit Beihilfe eines polnischen Dichters zusammengestellte jiddische Poesie („Elend“, „Der Rosenmörder“ usw.) verdient besondere Beachtung. Die schöne „Legende von der Schichina“ (d. i. das mit der Not Israels mitleidende Vaterberg Gottes) ist wohl das wertvollste Kapitel des lesenswerten Bändchens. H. G.

Dramen, Romane, Novellen usw.

* „Frithjof.“ Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen von Richard Herzfeld. (Marau, Verlag von Sauerländer.) Auch dieses Trauerspiel trinkt an dem Fehler der meisten dramatisierenden Epen: Es ist mehr Epos als Drama. Dabei hielt sich der Verfasser doch nicht an den Wortlaut der Frithjofsage. Er flocht in die Handlung der Sage die Kämpfe des Christentums mit den nordischen Göttern ein, erzählte die schon so oft dargestellte Episode von dem zum Mönch gewordenen Ritter, machte die Hauptthemen zu heimlichen Christen, änderte willkürlich den Schluß der Sage, vermochte aber trotz allem, trotz des regelmäßigen dramatischen Aufbaus des Stücks, keine richtige Tragödie daraus zu machen. Die vielen Berichte dritter Personen, Stabengesänge, Traumereien, Schilderungen, Dämonenbeschwörungen wirken unheimlich und lassen keine straffe Handlung, kein Aufeinanderprallen der Gegenparteien zu. Die wenigen starken Szenen können das Ganze nicht retten. Auch nehmen die nordischen Götternamen mit ihren Kommentaren und die Aufzählung der Ahnen der Helden und ihrer Taten, die dem Stück mehr Wahrhaftigkeit verleihen sollen, viel zu viel Platz ein. Jedoch muß man dem Werke gewisse epische Schönheiten zuerkennen. M. Ch.

* „Der gekreuzigte Lannhäuser und andere Grotesken“ von Hans Heinz Ewers. (G. Müller, Verlag, München.) Wer die früheren Werke von Ewers gelesen hat, wird von ihm mit Recht mehr erwarten dürfen, als dieser neue Band Grotesken bietet. Nur vereinzelt finden wir hier die starke Gestaltungskraft und reiche Erfindungsgabe, die den Verfasser aus der Menge der Schauergeheimnisverfertiger emporheben. Diese Grotesken sind auf elegante Ausdrücke, wichtige Einfälle, Parodien und Ähnliches gestellt. Nachdenklich stimmt es den Leser, wenn er bemerkt, daß gerade die beiden gehaltvollsten und besten Erzählungen („Der Ring“ und „Eine Strafkammerführung“) auch die zuerst erschienenen (1898) sind. In der Titelerzählung beweist Ewers, daß ihm auch rein literarische Bilder gut gelingen. M. Ch.

Wissenschaftliches.

* „Über Pseudo-Tierpsychologie.“ Versuche mit dem Rammheimer „denkenden“ Hund Rolf. Von Dr. med. Wilhelm Neumann. (Verlag von Gustav Fischer, Jena.) Alle Tierliebhaber werden diese Broschüre gewiß mit Interesse lesen, ist doch der Inhalt auch für Laien leichtverständlich und außerdem recht wissenschaftlich. Denn Dr. Neumann weist klar nach, daß Rolf nicht das Phänomen ist, für welches man es allgemein hielt, daß er wohl seine „Gedanken“ und Antworten auf eine Kapptafel klopfte, diese aber von der Versuchsführerin, Fräulein Luise Moedel, unbewußt geregelt wurden. Das Schriftchen verdient schon aus ethischen und moralischen Gründen weite Verbreitung, da somit ein Glaube um sich greift an das Vermögen von Hunden, der beinahe ungesund zu nennen ist, außerdem auch leicht zu Schwindeleien führen kann, wie sie Anna Mothe, das berühmte Blumenmedium, ausführte. Das Klopfen auf der Kapptafel, die dann willkürlich angehalten wird, um einen Sinn herauszubuchstabieren zu können, erinnert an das bekannte Tischrücken, das ja auch auf ähnlicher Basis beruht. B. v. N.

Zeitschriftenchau.

* „Die weißen Blätter.“ Eine Monatschrift. (Verlag Rascher u. Co., Zürich u. Leipzig.) Die beiden letzten Hefte der Zeitschrift von Juli und August bilden zwei Gegenstücke. Während das Juliheft einen überaus mannigfaltigen Inhalt auf allen die Zeitschrift beschäftigenden Gebieten aufweist, enthält das Augustheft in seinem Hauptteil eine abgeschlossene Arbeit: Das Drama „Madame Regros“ von Heinrich

Mann. Im Juli bringen uns die „Blätter“: Die scharfsinnigen Betrachtungen von Franz Wei über den Unterschied zwischen Nationen und Völkern, an welche anknüpfend er einen kurzen Überblick über die Entstehung der „Völkervölker“ und -Völker gibt. Sehr gut ist die von F. Hegner übersehte Satire Francis Jammes': „Der Hasenroman“. Interessant und lebendig geschrieben sind die „Erinnerungen“ Eduard Bernsteins an das Leben und Treiben in Zürich. Von den sehr reichhaltigen Glossen seien nur zwei hervorgehoben: Georg Brandes' „Ein Appell“ und Romain Rollands „Glaube und Hoffnung.“ Aus dem Augustheft wollen wir nur die geschmackvollen Holzschnitte von Artur Segall kurz erwähnen, ebenso die Verherrlichung des ganz modernen Malers Watisse durch den ebenso modernen Schriftsteller Th. Däubler, und dann gleich zu dem Drama „Madame Regros“ von Sch. Mann übergehen. Madame Regros ist der Typus einer Frau, die, von einer plötzlich gekommenen Idee erfaßt, sich ihr völlig hingibt und aus einem gewöhnlichen Weib aus dem Volk zur Heldin wird, zur Heiligen, die sich selbst, ihre Welt, ihre Ehre für den Gedanken opfert. Ist dann die Tat vollbracht, so weicht von ihr mit der Befessenheit auch die Größe, und kleiner und schwächer als früher steht sie an der Schwelle ihres Hauses und ist glücklich, wenn alles wie vorher wird. Die Kämpfe dieser Idealistin mit Mißgunst, Neid, Verachtung und Nichtverstehen, die sie bei anderen Leuten findet, behandelt dieses Drama. Dazu kommt die Sittenkridik der überfüllten, verderbten Hofwelt Maria Antoinettes. Aber trotz dieses dankbaren Motivs und der guten Zeichnung der Typen ist das Werk kein richtiges Drama. Es ist keine Spannung, es ist kein Leben darin. Wir sehen nur von allen Seiten geschickt beleuchtete Marionetten. C.

* „Nationale Rundschau“ (Zeitschrift für deutsches Geistesleben) Herausgeber M. Rogge. (Verlag G. Kornitz, Buchhandlung, Berlin-Wilmersdorf.) Das uns vorliegende Heft 10 der „Nationalen Rundschau“ schließt sich den vorangegangenen Nummern würdig an, sowohl der geschickten Auswahl seiner bedeutenden Mitarbeiter, wie der Betonung echt vaterländischer Gesinnung nach, die sich jedoch stets von unheilvollem Chauvinismus freihält. Nach der üblichen zeitgemäßen einleitenden „Rundschau“ bringt das bekannte Mitteilungsblatt des Reichstages und Abgeordnetenhauses, Delegationsrat Freiherr von Richthofen, einen fesselnden Aufsatz über die „staatliche Reorganisation der Türkei“. Delegationsrat Dr. Alfred Zimmermann beleuchtet sodann in klaren Ausführungen „Irlands tragisches Geschick“, während Katharina Zitelmann die sehr wichtige Frage der „Kriegerheimstätten“ behandelt. Eine beachtenswerte literarische Gabe bietet K. Kistner in ihrer feinsinnigen Studie „Arel Jensen und Marie Antoinette“, und der Herausgeber ist mit einer sehr zeitgemäßen Arbeit über die segensreiche Tätigkeit der „Reichsmarine-Stiftung“ vertreten.

* Das neueste Heft der „Wiener Mode“, ein Leitfaden für Herbst und Winter, ist soeben erschienen. Das große Wiener Frauen- und Modenblatt präsentiert sich diesmal in festlichem Gewande als Spezialmoden-Herbstheft und in der Tat gibt es ein lüdenloses Bild der neuen Moden, vom Schuh bis zum Hut. Wir finden darin die neuen Pelze, die neuen Hauskleider, den neuen losen Schnitt der Wiener Jackenkleider, die Herbstjackchen und Strassenkleider, die Sommhüte, Sport- und Hauskleider. An Hand dieses reichen Heftes kann jede Dame die Fragen der Herbstmode — und zwar im rechten Sinne der ernst und sparsamen Zeit — glänzend lösen. Im Unterhaltungsteil beginnt ein neuer großer Roman: „Menschen von gestern“ von Kurt Münzer (in unserer Bücherschau bereits besprochen). Bekanntlich ist die „Wiener Mode“ in den letzten Jahren auch zur Verkünderin der berühmten Wiener Küche geworden, und im neuen Heft findet man illustrierte Rezepte von Krautgerichten, die der Wiener Küche wirklich alle Ehre machen.

* Als „Sonder-Moden-Heft“ erscheint die neue Nummer der bekannten Berliner Moden- und Gesellschafts-Zeitschrift „Elegante Welt“. (Verlag Dr. E. Gieseler, Berlin.) Der Überblick über die gesamte Herbst- und Wintermode, der hier in Wort und Bild gegeben wird, ist um so maßgebender, als bei dem Zustandekommen dieser Nummer der neugegründete „Verband der Damenmode und ihrer Industrie“ mitgewirkt hat; die führenden deutschen — in dem genannten Verband zusammengeschlossenen — Modehäuser zeigen ihre neuesten und besten Modelle. Die einzelnen Mode-Artikel, die alles behandeln, was zum Thema Mode gehört, stammen aus der Feder der Berliner Mode-Schriftstellerin Ota Nissen. Das Sonderheft ist wirklich eine besonders reizvolle Nummer.